

Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek

Werk und Leben: Einheit, Zweiheit, Drittes? Aspekte zur Biografie von Autorinnen aus dem Geist der Editionsphilologie

Perspektive

Wir sind Literaturwissenschaftlerinnen im Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Als Literaturarchiv ist es ein Ort der literaturwissenschaftlichen Empirie: Bereits die Erschließung, also die Ordnung und Verzeichnung der nachgelassenen Materialien (größte Einteilung eines Nachlasses: Werke, Briefe, Lebensdokumente, Sammlungen), führt zu Erkenntnissen über Lebensumstände und Arbeitsprozesse von Schreibenden. Als Editorinnen arbeiten wir vor allem an den Werken und Briefen von Christine Lavant und haben uns dabei mit verschiedenen Aspekten auch theoretisch und methodisch auseinandergesetzt.¹ Diese Tätigkeiten bestimmen unsere Perspektive also wesentlich mit.

¹ Etwa in: Schneider, Ursula A., Steinsiek, Annette: Warum und unter welchen Umständen ist eine textkritische Bearbeitung von Briefen sinnvoll? Fragen und Antworten entlang der Arbeiten am Kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants. (2005) In: Was ist Textkritik. Zur Geschichte und Relevanz eines Zentrabegriffs der Editionswissenschaft. Hg. von Gertraud Mitterauer, Ulrich Müller, Margarete Springeth, Verena Vitzthum. Tübingen: Niemeyer 2009 (= Beihefte zu editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft 28, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Bodo Plachta, Winfried Woesler), S. 69-85. Wir arbeiten seit 1997 am „Kommentierten Gesamtbriefwechsel“ der Schriftstellerin, seit 2003 an ihrer Biographie und wurden 2002 (Prosa) und 2006 (Lyrik) vom Rechteinhaber, dem Otto Müller Verlag, mit der Herausgabe ihrer wissenschaftlichen Gesamtausgabe betraut. Gesamtbriefwechsel und Biographie sind weitgehend fertiggestellt. Offiziell aufgrund eines anwaltlichen Formfehlers in einem 2009 beendeten Prozess und eines oberstgerichtlichen Entscheids 2010 verlor der Verlag die 1994 vom Erben erworbenen sämtlichen Rechte an eine Privatstiftung. Unsere Arbeit wurde dadurch ihrer Möglichkeit zur Publikation beraubt; die bereits vorgelegten Editionen dürfen trotz Nachfrage nicht neu aufgelegt werden. Dazu auch Holder, Hans: Wem gehört diese Frau? Kärnten-Wien gegen Tirol-Salzburg: Im Kampf um die Rechte an der großen, geheimnisvollen österreichischen Dichterin Christine Lavant ist die Germanistik nicht zimperlich. In: Die Presse, Spektrum, 5.3.2011: <http://diepresse.com/home/spektrum/zeichenderzeit/639430/Wem-gehört-diese-Frau>. Unsere Arbeiten am „Kommentierten Gesamtbriefwechsel“ und an der Biographie Christine Lavants sind in mehreren Projekten vom Österreichischen Wissenschaftsfonds FWF / Austrian Science Fund gefördert worden.

Zu oft wurde und wird das Werk² einer Autorin, eines Autors als Träger biografischer Informationen missverstanden, vermittelt über den populären und ungenauen Begriff des Autobiografischen. Wie autobiografisch auch immer ein literarischer Text sich gebärdet – seine Interpretation hat nie mit dem Leben der Autorin, des Autors zu tun. Wie aber können Werk und Leben in ihrem im wörtlichen Sinne organischen Zusammenhang und ihrem Getrennt(worden) sein erfasst werden? In diesem Beitrag zeigen wir, welche Ergebnisse die Beschäftigung mit dem Werk einer Autorin – ganz abgesehen von der Werkinterpretation – für deren Biografie erbringen kann. Es bedarf editionsphilologischer Zugänge zum Werk, egal, ob diese mit einer Kritischen Ausgabe vorliegen oder durch entsprechende Forschungen hergestellt werden. Wie der Laserstrahl von der Datenspur einer CD nur die *Veränderung* liest und umsetzt (also den Wechsel von „pit“ und „land“ als Information nimmt und nicht „pit“ oder „land“ als solche), kann die Biografin nur *Veränderungen* im Wort- und Textmaterial befunden und in Beziehung setzen, um damit Arbeitsprozesse, thematische und formale Entwicklungen, die Integration von externen Lektüren zu beschreiben.

Es geht uns hier um eine wissenschaftliche Biografie, um eine umfassende Darstellung nach der „ehrwürdigen Leitformel ‚Leben und Werk‘“³ im (kultur-) historischen Kontext, wobei es gleich ist, in welche Anordnung die empirischen Daten gebracht werden (etwa chronologisch oder nach Szenarien). Das bedeutet keineswegs eine Geringschätzung anderer biografisch angelegter Formen wie: (biblio-) biografische Angaben (z.B. in Anthologien), Lexikonartikel, Kurzbiografien in bestimmten Kontexten (etwa in Ausstellungen) oder Essays. Diese Formen übernehmen wichtige Funktionen (erste Hinweise, Kanonerweiterung, Popularisierung), es gelten aber andere Gesetze und Ansprüche. Aussagen über eine Person sollten wie selbstverständlich von den Auskünften über das Material be-

2 Zur Problematisierung des Werkbegriffs vgl. u.a. Runge, Anita: Geschlechterdifferenz in der literaturwissenschaftlichen Biographik. Ein Forschungsprogramm. In: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Hg. v. Klein, Christian. Stuttgart u.a. 2002, S. 113-128, hier S. 113.

3 Neumann, Gerhard: Die Verwirrung des Gefühls. Zu Heinrich von Kleist ist offenbar alles gesagt. Und doch gelingt es vier Biografen, seine Lebenslandschaft neu zu entdecken. In: Die Zeit, 6.12.2007.

gleitet werden, anhand dessen sie gewonnen wurden. Besser jedenfalls, sie fußen auf wenig Material, das klar umrissen ist, als auf viel Material, das nicht dokumentiert und nicht nachgewiesen ist.

Eine Bedingung für wissenschaftliche Arbeiten, nämlich neue Forschungsergebnisse zu belegen ebenso wie sämtliche Übernahmen aus anderen Publikationen nachzuweisen, birgt die Gefahr, aus einer Biografie eine Fußnotenhölle zu machen. Um eine quellenbasierte Biografie zu gewährleisten und Unübersichtlichkeit und Überforderung zu vermeiden, entwickelten wir das Konzept der „Hybrid-Biographie“: Die Biografie in Buchform ist für ein breites interessiertes Publikum gedacht und bietet Quellennachweise verknüpft oder selektiv, d.h. wo nötig oder redlich, an. Ausführliche Nachweise, vertiefende oder weiterführende Angaben und umfangreichere Hintergrundinformationen finden sich in einer für den wissenschaftlichen Gebrauch vorgesehenen Web-Version, die u.a. direkte Links zu den Quellen anbietet: zu den Web-Editionen der Werke und Briefe samt deren Kommentaren und minutiösen Nachweisen ebenso wie zu Scans von Fotos zu Personen oder Veranstaltungen (deren Druck bekanntlich ein Buch verteuert), zu Scans der Quellen (die auch Transkriptionen überprüfen lassen und einen optischen Eindruck vermitteln) oder auch zu Dokumenten aus permanenten Websites.⁴ Die narrativ-diskursive Biografie profitiert von diesen Sprungverknüpfungen (links), die Quellen andererseits werden in Zusammenhänge gebracht und regen womöglich eine weitere Beschäftigung und neue Lektüre an.

Geschichte und Implikation der Bezeichnung „autobiografisch“

Obwohl Studierende der Literaturwissenschaft schon in Einführungen auf die Gefahren des Rückschlusses vom literarischen Werk auf die Biografie aufmerksam gemacht werden, tapfen auch Wissenschaftlerinnen und -schaftler immer wieder in diese Falle.

4 Erstmals vorgestellt und diskutiert als Vortrag im Rahmen des Workshops „Probleme des Kommentierens III“ (Forschungsschwerpunkt „Prozesse der Literaturvermittlung“ der Universität Innsbruck), 10.11.2007: Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek: Hybrid-Biographie. Ein neues Konzept der Biographieschreibung.

Und nicht selten führt das zu einem sich immer weiter verzweigenden Irrweg: Aus einem literarischen Text wird eine biografische Zuschreibung geholt (z.B. die Autorin hasste ihre Mutter), die unter Umständen im Zuge der Interpretation eines anderen Textes der Autorin (über eine Adoption) herangezogen wird und eine erweiterte biografische Zuschreibung hervorbringt (die Autorin war adoptiert). Ist diese Ableitung auffällig und unwahrscheinlich (die Autorin ist in Wirklichkeit eine Königstochter), wird sie vermutlich angezweifelt und das Fehlen von entsprechenden dokumentarischen Nachweisen als Mangel erkannt werden. Bleibt die Ableitung aber relativ unauffällig (die Autorin ist Tochter eines Flüchtlingshepaars), so ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Verfahren auffliegt, gering (ebenso wie das Bedürfnis nach Nachweisen).

Selbst die – zugegebenermaßen große – Versuchung, damit Faktenersatz für schlecht oder nicht dokumentierte Lebensphasen oder -bereiche zu liefern, legitimiert das Verfahren nicht. Akut wird das Problem, wenn das Werk als autobiografisch gilt oder von den Autorinnen und Autoren selbst als autobiografisch bezeichnet wird. Die Erzählungen Christine Lavants wurden und werden – obwohl sie den Begriff nicht verwendet hat – in der Sekundärliteratur und in Rezensionen durchwegs vor diesem Hintergrund gelesen⁵ – dazu später mehr.

Eine Biografin, die die Werke einer Autorin – und hier geht es tatsächlich um eine Autorin – als autobiografische liest, folgt damit einem über Jahrhunderte gewachsenen ästhetischen System, das mit für den Ausschluss von Frauen aus der Literaturgeschichte verantwortlich war:⁶ In der Aufklärung formte sich die ästhetische Vorstellung vom männlichen Heros als dem (im christlichen Sinne) Gott- oder (in antikisierender Haltung) Zeus-ähnlichen kunstzeugenden und kunstgebärenden Genie – analog zum Begriff des autonomen Subjekts.⁷ Frauen galten nicht als autonome Subjekte, we-

5 Zu dem Problem vgl. Steinsiek, Anette; Ursula A. Schneider: Out of Biography. Nachwort. In: Christine Lavant: Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus. Hg. u. m. e. Nachwort versehen v. Steinsiek, Anette; Ursula A. Schneider. Salzburg, Wien 2001 (4. Aufl. 2004), S. 122-150.

6 Vgl. Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Österreichische Schriftstellerinnen 1800-2000. Eine Literaturgeschichte. Darmstadt 2009, 19f.

7 Vgl. z.B. Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945, Bd. 1. Von der Aufklärung bis zum Idealismus. Darmstadt 1988, S. 41. – „Der Künstler muss die Gott ‚entwendete‘ Fähigkeit, wenn schon nicht Menschen

der philosophisch, noch ästhetisch, juristisch oder gesellschaftlich. In der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der bürgerlichen Welt war der öffentliche Raum den Männern und der private Raum den Frauen vorbehalten. So hatte es auch in der Literatur zu sein: Fiktionale Welt-Ent-Würfe, das innovative Kunstwerk, waren den Schriftstellern vorbehalten, die Beschreibung des täglichen (Innen-)Lebens, die nachbildende ‚Handarbeit‘, war Sache der schreibenden Frau, deren Werke damit als auto-biografisch inspiriert galten. Dabei wurde – im Rahmen der künstlerischen ‚Bestimmung des Weibes‘⁸ – die Lebensnähe dieser Literatur, festgemacht an den privat konnotierten literarischen Gattungen wie Briefroman, Tagebuchroman, überhaupt Erzeugnissen in der 1. Person Singular, durchaus auch positiv wahrgenommen. Überschritt eine Frau die Grenzen des ihr zugestanden literarischen Gattungs- und Darstellungsspektrums, musste sie im besten Fall durch die besondere Betonung des Weiblichen entschuldigt werden. Ein schönes Beispiel dafür findet sich in der Huldigung von Daisy Minor zum 70. Geburtstag von Marie von Ebner-Eschenbach:

Sie verbindet weibliche Anmuth mit männlicher Kraft der Darstellung und Gestaltungskraft – nie einen Augenblick ist es ihr eingefallen, die Weiblichkeit zu verleugnen, dazu ist sie viel zu sehr Frau und Künstlerin, um auch nur einen von all den tausend Reizen, die dem Weibe

‚aus Fleisch und Blut‘, so doch Kunstwerke zu kreieren und damit den Tod zu überwinden, mit Einsamkeit, Asozialität, oft auch Wahnsinn, ja frühem Tod bezahlen. Diese Vorstellung vom göttlich inspirierten Propheten erweist sich im Bereich der Literatur [...] am zähesten.“ Schmid-Bortenschlager, S. 19f. – Vgl. auch Battersby, Christine: *Gender and Genius. Towards a Feminist Aesthetics*. London 1994 (1989).

- 8 Dieser Ausdruck wurde in konservativen ebenso wie in progressiven, philosophischen und populären Schriften des späten 18. und des 19. Jahrhunderts immer wieder gebraucht. Vgl. u.v.a. Holst, Amalia: *Über die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung* (1802) oder Campe, Joachim Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789, Teil 1, Kapitel 2: Die allgemeine und besondere Bestimmung des Weibes) oder auch in einem Text von Heinrich von Kleist an Wilhelmine von Zenge (16.9.1800): „Deine Bestimmung, liebe Freundin, oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar; denn welche andere kann es sein, als diese, *Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?*“ (Hervorh. i. Orig., zit. nach: Heinrich von Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. 2. Hg. v. Sembäuer, Helmut. München 1993, S. 318.) – Johann Gottlieb Fichte hat mit seiner „Grundlage des Naturrechts“ (1796) das Konzept einer von der Natur selbst vorgegebenen gesellschaftlichen Ordnung (in dem die öffentliche Sphäre und der Intellekt dem Mann, die private Sphäre und das Gefühl der Frau zugeteilt wird) formuliert. Vgl. dazu auch: Becker-Cantarino, Barbara: *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche - Werke - Wirkung*. München 2000, insbes. das Kap. B.3. („Liebe als ‚Bestimmung des Weibes‘. Fichtes Grundriß des Familienrechts“, S. 49ff.)

zu Gebote stehen, aufzugeben, wohl aber hat sie sich die Kraft und Plastik, die männliches Schaffen charakterisieren, angeeignet.⁹

Die negative und folgenreiche Implikation bestand darin, in der Lebensnähe einen Mangel an Abstraktion, Originalität, Fiktionalität, Kreativität zu sehen. Das Konstatieren dieses Mangels stand in Zusammenhang mit der gängigen philosophischen und medizinischen Ansicht, dass Frauen zur Abstraktion nicht oder nur eingeschränkt fähig seien. In den Anfängen der feministischen Literaturwissenschaft der 1970er Jahre wurde das männlich geprägte Konzept der Lebensnähe übernommen und die negative ästhetische Beurteilung (Mangel an Abstraktion) umgewertet: Die Literatur von Frauen galt als Ausdruck einer weniger entfremdeten Haltung – dass Frauen von ihrem Leben schrieben, war zentrale Berechtigung. In den 1980er Jahren ist jedoch von derselben Seite auf die Problematik dieser früheren Position hingewiesen¹⁰ und das Konzept der Lebensnähe in ihren ästhetischen Implikationen erschlossen worden. Gleichwohl wirkte es nach: Literatur von Frauen schien immer zugleich über die Person der Autorin zu sprechen. Die LiteraturwissenschaftlerInnen „waren und sind geprägt durch ihre wissenschaftliche Sozialisation, die nach wie vor einer romantischen Innovationspoetik verhaftet ist“.¹¹

1999 beschrieb Sigrid Weigel in ihrer Monographie über Ingeborg Bachmann eine „für weibliche Autoren nahezu gesetzförmige Erfahrung der Entwertung ihrer Literatur durch eine zweifelhafte Anteilnahme an ihrer persönlichen Lebensführung“.¹² Bedeutete dies für Ingeborg Bachmann das „Verschwinden[] der intellektuellen Person hinter dem Glamourbild der Dichterin“¹³, so ist für deren Zeitgenossin Christine Lavant – inhaltlich entgegengesetzt, aber

9 Minor, Daisy: Marie von Ebner-Eschenbach. In: Dokumente der Frauen 4/1900, Nr. 13, S. 406-409, hier: S. 408.

10 Vgl. Weigel, Sigrid: Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen. Reinbek 1989 [1987]. Weigel diskutiert hier (S. 94-137) die literarischen Positionen der „neuen Subjektivität“ und nennt in diesem Zusammenhang u.a. den Aufsatz von Wördemann, Johanna: Schreiben um zu überleben oder Schreiben als Arbeit (erschienen in: alternative 108/109, Juni/August 1976).

11 Schmid-Bortenschlager, S. 21 (Hervorh.: US, AS). Schmid-Bortenschlager nimmt einige ihrer eigenen Arbeiten von diesem Vorwurf nicht aus (Anm. 11, ebda.).

12 Weigel, Sigrid: Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses. Wien 1999, S. 300.

13 Ebda.

strukturell parallel – ein Verschwinden der Schriftstellerin hinter dem Elendsbild der leidenden Kreatur zu beobachten.

Dass Christa Wolf ihr neues Werk *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* einen Roman nennt und ihm voranstellt, dass die Figuren Erfindungen der Erzählerin seien und die beschriebenen Episoden sich nicht mit tatsächlichen Vorgängen decken,¹⁴ verwirrt den Rezensenten, der tatsächlich genug weiß, um zu sagen, dass es „vor autobiographischem Stoff geradezu birst“¹⁵. Daraus resultierende Hoffnungen auf einen Bericht werden von der Autorin gleich zu Beginn unterlaufen – das ist kein Mangel des Romans. Aus dem Werk biografische Informationen zu gewinnen, ist aber ebenso tabu, wenn die Autorin, der Autor selbst ihr, sein Werk „autobiographisch“ nennt: Dann nämlich wird diese („authentische“) Mitteilung nicht als mögliche Steuerung der Rezeption reflektiert, sondern legitimiert lediglich eine falsche Methode, zu Aussagen über die Schriftstellerin zu kommen. Die Mitteilung kann der Literaturwissenschaft oder im Besonderen einer Biografie bestenfalls als Ausgangspunkt für methodologische Überlegungen dienen.¹⁶

Desillusionierendes zur Gattung der Selbstaussage

Die sogenannte Selbstaussage (dazu gehören im weiteren auch eigenhändig verfasste Lebensläufe in Nachlässen) ist (literaturwissenschaftlich) eine Gattung, (historisch) eine Quelle – sie ist nur angeblich authentische Mitteilung, sie kann, wenn nicht (bewusste) Falschangaben, so immerhin subtile Suggestionen enthalten,

- 14 Wolf, Christa: *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud*. Roman. Berlin 2010. Als Vorbemerkung schreibt Wolf [S. 6]: „Alle Figuren in diesem Buch, mit Ausnahme der namentlich angeführten historischen Persönlichkeiten, sind Erfindungen der Erzählerin. Keine ist identisch mit einer lebenden oder toten Person. Ebenso wenig decken sich beschriebene Episoden mit tatsächlichen Vorgängen.“
- 15 Müller, Lothar: Ich habe Margarete vergessen. In ihrem Roman „Stadt der Engel“ unterwirft Christa Wolf ihre literarische Phantasie der Kontrolle durch Politik und Moral. In: *Süddeutsche Zeitung*, 19./20.6.2010.
- 16 Ähnliches schlägt Susanne Baackmann in einer Rezension zu Daniela Strigi: *Marlen Haushofer. Die Biographie* (München 2000) vor: „Eine differenziertere Reflexion auf die jeweilige Lesart des literarischen Materials hätte dieses epistemologische Problem wenn nicht gelöst, so zumindest gemildert. Reflexionen dieser Art sind vor allem deswegen wichtig, da eine biographische Lesart der Texte von Autorinnen oft die Festlegung der schreibenden Frau auf die Privatperson, die ihre Gefühle literarisiert, befördert.“ (Sichtungen 2001/2002, 4./5. Jg., S. 228-233, hier S. 232f.)

die in bestimmte Richtungen führen, unter Umständen auch in die Irre. Die Geschlechterforschung hat herausgearbeitet, dass Selbstsanktionierung und Selbstverkleinerung in Selbstaussagen von Autorinnen topologisch gelesen werden müssen.

Die Biografie von Schriftstellern nimmt im Genre [Biografie] eine besondere Stellung ein, gilt die Lebensbeschreibung doch einem Menschen, der geschrieben, dies und das von seinem Leben wohl selbst erzählt und vieles wiederum verschwiegen hat.¹⁷

Das heißt in der Folge, dass ein besonderes Verhältnis der Autorin, des Autors zur Fiktion und dass eine sprachliche Versiertheit zu reflektieren ist, auch in sachlich anmutenden Äußerungen.

Als Ergänzung zu den Überlegungen zu biografischen Kurzformen (in Kap. 1) soll nicht unerwähnt bleiben, dass die „Biografischen Notizen“ in Anthologien meistens von den Autorinnen und Autoren selbst stammen – dass also viele der biografischen Kurzformen Selbstaussagen sind. Als Beispiel soll hier die „Biografische Notiz“ zur (und wahrscheinlich: von¹⁸ der) Schriftstellerin Christine Busta (1915-1987) in der Anthologie *Die Verbannten* von Milo Dor¹⁹ herangezogen werden:

Schwere Kindheit und Jugend. 1933 Matura. Studium der Germanistik und Anglistik wegen finanzieller Schwierigkeiten abgebrochen. Hauslehrerin, Hilfsarbeiterin, nach dem Krieg Dolmetscherin und Hotelleiterin bei der britischen Besatzung. Seit 1950 Bibliothekarin bei den Wiener Städtischen Büchereien.

Dem können wir Fakten gegenüberstellen, von denen hier nur zwei genannt seien: Busta erhielt noch im ersten Schulhalbjahr 1938 eine Stelle als *Hilfslehrerin* an einer höheren Mädchenschule,²⁰ war also eben nicht nur im privaten Bereich tätig, sondern Teil des offiziell-

17 Gauß, Karl Markus: Einleitung zum Dossier „Biographie“, in: *Literatur und Kritik* 435/436, Juli 2009, S. 47.

18 Alle in der Folge zitierten Elemente und Berufsbezeichnungen finden sich jedenfalls in von Busta verfassten Entwürfen oder Durchschlägen von Lebensläufen in ihrem Nachlass wieder (Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Sig. 183-25-1).

19 *Die Verbannten*. Eine Anthologie. Hg. v. Dor, Milo. Graz 1962, S. 234.

20 Busta trat am 8. Juni 1938 dem NS-Lehrerbund bei. Vgl. Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek: Schuld und Schreiben, Trauer und Tröstung, Pan und „Plan“. Der Nachlaß Christine Bustas und seine Perspektiven für die Forschung. In: *Christine Busta. Texte und Materialien*. Hg. v. Hansel, Michael. Wien 2008, S. 160-196, hier S. 176.

len Systems. „Hilfsarbeiterin“ war sie nicht als sozial Deklassierte, sondern als ehemalige Parteigenossin der NSDAP im Dienst der Entnazifizierungsbehörde. Milo Dor bedauert (zu Recht) und adelt (leider) in seinem Vorwort die in der Anthologie zu Wort gekommenen Beiträgerinnen und Beiträger, die er in einer anhaltenden (oder erneuten) „inneren Emigration“ (S. 7) sieht, weil sie nach einer außergewöhnlichen Phase direkt nach dem Krieg inzwischen wieder von einer NS-lastigen Literatur verdrängt werden. In diesem Kontext, vor den Worten des Titels *Die Verbannten*, schmerzt Bustas klare Entstellung der Tatsachen. Nicht nur das eine der elf Gedichte: *Bericht aus einer Schuttgräberkolonne* hat einen anderen Hintergrund als den von Dor angenommenen und den Leserinnen und Lesern vermittelten – wobei hier damit nichts über die Qualität von Bustas Gedichten in ihrer literarischen Formung gesagt werden soll.

Im Abgleich mit Dokumenten und Fakten führt aber gerade die Selbstaussage von Schriftstellerinnen und Schriftstellern zur Frage nach der subjektiven Erfassung von Wirklichkeit und nach deren ästhetischer Verarbeitung. Dass Bustas Selbstaussagen und dokumentierbare Sachlagen häufig nicht übereinstimmen, dass eine Rhetorik der Selbstaussagen ausgemacht werden kann und dass diese Rhetorik Charakteristika der Verdrängung aufweist, haben wir an anderer Stelle dargelegt.²¹ Daran anschließend konnten wir zeigen, dass auch in Bustas Gedichten in der Art der Thematisierung und in manchem der literarischen Mittel Mechanismen der Verdrängung ausgemacht werden können.²² Ob das zeitgenössische Publikum diese Form der Thematisierung als Schuldeingeständnis und -bearbeitung lesen konnte oder gar sollte, wäre zu erforschen. Aber auch die Forschung hatte – in Unkenntnis des Nachlasses, aber auch durch eine Art Tabuisierung, wie sie etwa durch die Aufnahme von Gedichten Bustas in die Zeitschrift *Plan* oder eine Anthologie wie *Die Verbannten* entstanden war – bis dahin Bustas Gedichte als an die Menschlichkeit appellierende Aussagen gelesen, häufig vermittelt über religiöse Kontexte.

21 Vgl. Schneider, Steinsiek: *Schuld und Schreiben ...*, v.a. S. 166-179 und S. 184-187.

22 Vgl. Bakácsy, Judith; Ursula Schneider; Annette Steinsiek; Christine Tavernier; Verena Zankl: „Drum ist es für die Gnade längst zu spät ...“. Christine Bustas Lyrik von 1945 bis 1951 (mit neun unveröffentlichten Gedichten). In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 28/2009, S. 107-131.

Was Werk- und Lebensdokumente verraten können

Selbstverständlich erfordert die Biografie über eine Schriftstellerin mehr als den Blick auf ihr Werk. Abgesehen vom literaturwissenschaftlichen Handwerkszeug²³ müssen Dokumentationen angelegt und Metadaten verwaltet werden: Lebensdokumente, Fotos, Rezeptionszeugnisse, Interviews und auch Erinnerungen von ZeitgenossInnen. Das historische Umfeld muss geklärt werden: Literaturgeschichtliche und regionalhistorische Werke müssen konsultiert werden; wenn sie fehlen, ist zu entscheiden, ob man sich für ein bestimmtes Detail in ein größeres Thema einarbeiten sollte.

Die Biografie einer Autorin wie eines Autors sollte Ergebnisse der interdisziplinären Geschlechterforschung (historische Forschung, Psychologie, Subjekttheorie usw.) berücksichtigen. Dazu würde z.B. die Reflexion darüber gehören, dass das immer wieder als Zäsur bezeichnete Jahr 1945 für Frauen häufig nicht den lebensgeschichtlichen Bruch darstellte, den es für die Männer bedeutete, und dass für Frauen unter Umständen andere historische Bezugsrahmen ausgemacht werden müssen. Genderspezifische Vorstellungen von politisch relevantem Handeln beeinflussten die Einschätzung (auch der Besatzungsbehörden) betreffend die Stellung in nationalsozialistischen Machtstrukturen – Busta hat davon profitiert.²⁴

Eine möglichst vollständige Quellensammlung und das Quellenstudium sind unerlässlich, wobei der Begriff der Quelle hier methodologisch weit gefasst ist und nicht nur (Lebens-) Dokumente, sondern auch Briefe und Werkmanuskripte (zu diesen später) umfasst. Die Literaturwissenschaft muss in diesen Bereichen quellenkritisch arbeiten und gegebenenfalls diese Methodik von der Geschichtswissenschaft lernen.

23 „Die Biographie fordert alle theoretischen Standards einer modernen Philologie heraus, ob es die kritische Reflexion der Narrative ist, die Textkritik der *édition génétique*, das Problem der Autorschaft und deren genderspezifische historische Dimension oder die moderne, von der Psychoanalyse inspirierte Theorie des Ich mit ihrer Aufmerksamkeit für lebensgeschichtliche Brüche und Traumata.“ Höller, Hans: Die Biographie. Vom „Tabu“ und „Fluch“ der modernen Literaturwissenschaft zum Paradigma der Kulturwissenschaft. In: *Literatur und Kritik*, 435/436, Juli 2009, Dossier „Biographie“, S. 53-57, hier: S. 54.

24 Vgl. Bakacsy, Schneider, Steinsiek, Tavernier, Zankl, 109f., und entspr. Nachweis (Fußnote 16): Bandhauer-Schöffmann, Irene; Ela Hornung: Das Geschlecht des Wiederaufbaus. <http://www.Erinnerungsort.at/dokumente/hornung.pdf>.

Die Disziplin, die sich innerhalb der Literaturwissenschaft mit der Entstehung von Texten beschäftigt, ist die Editionsphilologie:

Die Rekonstruktion der Entstehung eines literarischen Textes von der ersten Notiz über Entwürfe und Reinschriften bis zur endgültigen Veröffentlichung gehört zu den grundlegenden Aufgaben eines Editors. Aber seine allererste Arbeitsaufgabe ist es, einem Leser einen authentischen Text in seiner originalen historischen Gestalt zu präsentieren.²⁵

Im ersten Schritt auf eine Biografie hin ist, wie für eine Kritische Edition auch, zu erheben, was überliefert und in welcher Materialität es überliefert ist. Wo liegt der Nachlass, was ist seine Geschichte (z.B. Besitzfolge), was umfasst er? Gibt es weitere Bestände in institutionellem oder privatem Besitz? Wie sind sie zugänglich? Sind die Materialien erschlossen: Sind sie geordnet und verzeichnet? Zusammenschau und Analyse der *Überlieferungssituation* führen weiter ins Biografische hinein, als man meinen möchte. So kann sich darin das künstlerische Selbstverständnis der Autorin, des Autors spiegeln.²⁶

Für Literaturarchivarinnen mit feministischem Blick ist es ein ärgerlicher, doch bekannter Umstand, dass in Nachlässe von Frauen weniger investiert wird (wurde) und sie länger unbearbeitet und damit für die Forschung unattraktiv bleiben (blieben). Die Erschließung sollte eben nicht die Prioritäten eines Kanons festschreiben oder fortsetzen. (Schreibende) Frauen als historische Subjekte mit (ästhetischen) Ambitionen zu repräsentieren, ist das Bemühen von Datenbanken wie „biografiA“ oder „DaSiND“ – und ein Archiv sollte auf seine Weise dazu beitragen. Archive können mit den Angaben dieser Datenbanken Frauen(-namen) identifizieren; sie sollten ihrerseits Entdeckungen weitergeben.

Parallel zur biologischen gibt es also eine Fortpflanzung qua Überlieferung. Der Tod einer Autorin, eines Autors ist die Geburt eines Nachlasses – wobei der papierene Nachwuchs immer dassel-

25 Plachta, Bodo: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. Stuttgart 1997, S. 8.

26 Siehe dazu unten das Beispiel des Nachlasses von Christine Lavant. – Ausführlicher und zu weiteren Bedingungen der Überlieferung: Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek: Hopp oder Drapp? Die ökonomische Bedingtheit literarischer Überlieferung. In: Literatur und Ökonomie. Hg. v. Klettenhammer, Sieglinde. Innsbruck, Wien, Bozen 2010 (= Angewandte Literaturwissenschaft Bd. 8), S. 200-220.

be Geschlecht hat wie die verstorbene Person. Nicht anders als alle anderen Neugeborenen kommt er in eine Welt, in der Zuschreibungen, Entwicklungsmöglichkeiten, Lebenslauf durch Gender-Kategorien bedingt und beeinflusst sind.

Die Geschichte des Nachlasses von Christine Lavant ist auch eine Geschichte in diesem Sinne und soll darüber hinaus als Beispiel dienen zu zeigen, zu welchen Ergebnissen die Kenntnis oder Unkenntnis der genauen Quellenlage jeweils führen kann. Der Nachlass befand sich nach dem Tod Lavants 1973 über 20 Jahre lang im Besitz eines Neffen, zu dessen Gunsten alle anderen Verwandten auf ihre Erbsprüche verzichtet hatten. Seine persönliche Vorstellung von Intimität vertrat er noch 2004 in der Forderung, die aufgetauchten Briefe Lavants an Werner Berg, wie allgemein auch von ihm bis dahin verloren geglaubt, auch für die Einsichtnahme zu sperren (seine moralischen Bedenken wurden von einem besorgten Archivleiter geteilt, der die von öffentlicher Hand für 250.000 Euro gekauften Briefe ganz unter seinen persönlichen Schutz und vor anderen sicher stellte). Das Signal macht stutzig: Womöglich hat diese Auffassung bereits Jahre zuvor zum Zurückhalten oder sogar zur Vernichtung entsprechend eingeschätzter Dokumente geführt – das, was der Nefte 1994 verkaufte (aufbewahrt wird der Nachlass seitdem im Kärntner Literaturarchiv), enthält v.a. Werk-Zeugen von Gedichten, aber kaum Lebensdokumente, keine Notizen, Kalender oder Tagebücher.

Hinweisen auf weiteres Material sind wir konsequent nachgegangen und haben zwischen 1998 und 2004 weitere Sammlungen ermittelt und / oder aufgetan – der Nachlass im Kärntner Literaturarchiv macht im (angenommenen) Gesamten weniger als die Hälfte des Materials aus. Im Folgenden werden diese Sammlungen aufgezählt, um dann zu zeigen, welche Perspektiven die Kenntnis der Werkmaterialien und deren Überlieferungsgeschichte(n) für biografische Fragen eröffnen.

- a) Sammlung Purtscher; Briefe und Gedichte, 1935-1950 (in Privatbesitz), Purtschers sind die erste bekannte Station in Lavants literarischem Werdegang;
- b) Sammlung Berg: 500 Briefe und 700 Gedichtbeilagen, an Werner Berg übersandt v.a. während ihrer Beziehung 1950-1955 (Kärntner Literaturarchiv, „gesperrt“);

- c) Sammlung Kucher: v.a. Arbeitshefte, einem Neffen überlassen für eine Abschlussarbeit an der Lehrerbildungsanstalt (Kärntner Literaturarchiv);
- d) Sammlung Scrinzi, v.a. Erzählungen, dem Arzt und Freund übersandt als Dank für seine Unterstützung und für ein von ihm angedachtes Lavant-Archiv (Privatbesitz);
- e) weitere, auch umfangreichere Bestände in institutionellem (z.B. Deutsches Literaturarchiv Marbach) oder privatem Besitz.

Der Nachlass hatte auch die Forschung dazu verführt, Lavant als Lyrikerin festzuschreiben – die Sammlung Scrinzi zeigt die geübte und außergewöhnliche Erzählerin. Die Sammlung Purtscher belegt, dass Lavant bereits als Mädchen schrieb und schon in dieser Zeit ihre Briefe stilisierte. Die Annahme, Lavant habe ihre Gedichte intuitiv und in einem Wurf niedergeschrieben, wird allein durch die Arbeitshefte in der Sammlung Kucher widerlegt, die die Arbeitsweise, den kreativen Prozess von einem klanglichen Keim oder einem Wort-Bild zum Gedicht zeigen. Die Zusammenschau wiederum lässt erkennen, dass Christine Lavant Depots anlegte, die außerhalb ihres Wohnraums lagen. Manches überlebte dort wohl auch ihren eigenen kritischen Zugriff. „Meine Manuss. hab ich unfertig nach Deutschland [an ihren Verleger, US, AS] geschickt und das andere was noch ist verbrenne ich kleinweis“, schrieb sie 1948, in großer Angst, in eine Verfassung zu kommen, die ihre Verfügungsmöglichkeiten einschränken würde, an ihre Freundin Ingeborg Teuffenbach.²⁷ Zwanzig Jahre später – dazwischen liegen die Jahre, in denen sie ihre drei wichtigen Gedichtbände im Otto Müller Verlag veröffentlichte – schrieb sie an Otto Scrinzi eine vergleichbare Mitteilung.²⁸

Die Sammlung Purtscher und die Sammlung Berg belegen in ihrer Art eine AdressatInnenbezogenheit auch für ihr Werk. In ihrer ersten literarischen Phase schrieb Lavant „für“ die Purtschers, Anfang der 1950er Jahre „für“ Werner Berg. Das lässt sich im Sinne einer Poetologie deuten, in der das Schreiben ein Akt der Kommunika-

²⁷ Brief vom [22.]11.1948. In: Lavant, Christine: Herz auf dem Sprung. Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) hg. u. m. Erläuterungen versehen v. Annette Steinsiek. Salzburg, Wien 1997, S. 44-47, hier: S. 46.

²⁸ Vgl. Brief an Otto Scrinzi, 31.5.196[9], unveröffentlicht.

tion mit einem Empfänger oder einer Empfängerin ist, und in dem eine literarische Beurteilung Teil der Begegnung bleibt.

Einblicke in die kreativen Entwicklungen sind erst möglich, wenn die *chronologische Verortung* sichergestellt ist. Zu oft werden – wie bei Lavant bisher – die Buchveröffentlichungen herangezogen, um die literarische Entwicklung zu erfassen. Eine klassische „Chronologie der Dichtungen“²⁹ bringt die einzelnen Werke in ein zeitliches Verhältnis zueinander (relativ), im Idealfall mit Datumsangaben (absolut). Dazu braucht es – man möchte beinahe sagen: selbstverständlich – Angaben zur *Entstehungsgeschichte* der Texte. Nur mit einer (verhältnismäßig) vollständigen und gesicherten Chronologie im Hinblick auf die Entstehung lassen sich Entwicklungen nachzeichnen, etwa eine nachlassende oder zunehmende Verschlüsselung oder Camouflage (bei Lavant den Wechsel von der Prosa zur Lyrik). Es kann äußerst aufwändig sein, zu Datierungen zu gelangen, wenn Autorinnen (wie etwa Lavant) oder Autoren ihre Werke nur selten datiert haben. Eine (allerdings grobe) Möglichkeit bietet die Erstveröffentlichung eines Gedichtes zu Lebzeiten, als sog. „terminus ante quem“. Die systematische Sammlung von Einzelveröffentlichungen ist im Fall von Lyrik ein aufwändiges Unterfangen, denn es handelt sich um kurze Texte, die nicht nur auf einer der Lyrik im Allgemeinen gewidmeten Seite, sondern auch als Spaltenfüller an verschiedenen Stellen in Zeitschriften und Zeitungen untergebracht wurden. Ihre Sammlung bietet immerhin zugleich einen Überblick über die zeitgenössische Verbreitung.

Für eine Datierung können aber eben auch die Manuskripte herangezogen werden: Diese tragen nicht nur den literarischen Text als Beschriftung, sondern liefern außerdem Anhaltspunkte, die eine zeitliche Zuordnung möglich machen, wie den Beschreibstoff, das Schreibmaterial, die Typographie der Schreibmaschine. Wortfeldforschung und ermittelte „Intratextualitäten“ zwischen dem Werk und datierten Briefen (und ab einer gewissen Menge sind Briefe relativ gut zu datieren) können nicht nur zeitliche Zuordnungen schaffen, sondern auch Fiktionalisierungsprozesse rekonstruieren helfen.

29 Nach dem Titel von Hermann Zwerschina: *Die Chronologie der Dichtungen Georg Trakis*. Innsbruck: Germanistische Reihe 1990.

Im Zuge unserer Arbeiten an der Biografie haben wir die Entstehung der drei Gedichtbände (*Die Bettlerschale*, 1956, *Spindel im Mond*, 1959, und *Der Pfauenschrei*, 1962) mit Hilfe der Verlagskorrespondenz und anderer Briefe rekonstruiert und dabei mit verschiedenen Methoden für zahlreiche Gedichte einen Datierungsboden einziehen können – vermutlich wird sich in vielen Fällen nicht mehr als das erreichen lassen.³⁰ Ein Beispiel von hunderten soll hier zeigen, welche biografische Bedeutung editionswissenschaftliche Rekonstruktionen haben: Das Gedicht mit dem Incipit „Des Mondes rote Geißel hetzt ...“ ist bereits 1951 in einer Sendung an Werner Berg belegt. 1954 war es für einen Gedichtband vorgesehen, der nie erschienen ist. Es fand seinen Weg in die erste Zusammenstellung eines Bandes, der später zur „Bettlerschale“ werden sollte, wurde aber vom Verlag ausgeschieden. Lavant hat es überarbeitet, die erste Zeile (in „Des Mondes rote Rute hetzt ...“) und vor allem die letzten Zeilen stark geändert (Streichung und Neufortsetzung), der Inhalt wirkt, ganz knapp beschrieben, stärker verschlüsselt. In dieser Fassung sandte sie es erneut an den Verlag; es wurde im *Pfauenschrei* 1962 veröffentlicht (S. 79). Die Entstehung eines Gedichtes und seine Veröffentlichung können wie dargestellt zeitlich weit auseinander liegen. Die Interpretation der Lyrikbände im Hinblick auf eine poetische Entwicklung ist also nicht möglich. Lavant hat zwar die Kritik an ihrer Auswahl oder auch an Einzelheiten berücksichtigt – war sie jedoch von einem Gedicht überzeugt, hat sie es durchaus in derselben Fassung oder nur leicht überarbeitet erneut an den Verlag geschickt. Diese (ihr offenbar so wichtigen) Gedichte verdienen besondere Beachtung, gemeinsam und einzeln: Was zeichnet sie aus? Gibt es einen gemeinsamen Nenner (Thematik, Form, Entstehungszeit)?

Der Einzeltext ist in seiner *Genese* zu erfassen. Wem nur der Druck der Erzählung *Das Kind* von 1948 (bzw. der Nachdruck von 1989) vorlag, sind wesentliche Merkmale von Lavants Schreiben entgangen. Die Erzählung war in einem deutschen Verlag erschienen.³¹ Der deutsche Verleger brachte Korrekturen an, die die auch

30 Unveröffentlichtes Manuskript der Verfasserinnen.

31 Im Brentano-Verlag in Stuttgart. – Die folgenden Ausführungen fassen die Ergebnisse unserer Arbeit an der Edition der Erzählung zusammen: Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek

dialektal angelegte Erzählung in eine angeblich repräsentative Literatursprache, manche direkte Rede in einen österreichischen Kunstdialekt brachte. Dies führte zu einer Verflachung der Erzählperspektive. Lavants Erzählungen galten auch aufgrund dieser Veröffentlichung als harmlos, Harald Weinrich nannte sie „ein literarisches Ärgernis“³². Anhand des Originalmanuskripts, aufgefunden in der Sammlung Kucher, wurde deutlich, dass der Dialekt in der direkten Rede und im inneren Monolog gezielt Figuren charakterisiert – aber auch der innere Monolog, eine der Erzählformen der literarischen Moderne, war nach dem Lektorat als solcher nicht mehr zu erkennen gewesen.³³ Wir wissen nur wenig über Lavants Lektüren vor 1948, allerdings gibt sie in späteren Briefen Hinweise auf Knut Hamsun und Fedor Dostojewsky noch in ihren Teenager-Jahren.³⁴ Beide gelten im Hinblick auf die Erzähltechnik und die psychologisierende Darstellung als Wegbereiter der Moderne.

Briefe sind einerseits (vor allem bei Schriftstellerinnen und Schriftstellern) mit hoher Wahrscheinlichkeit literarisch geformt und haben also den Anspruch oder die Potenz, als Werk oder werkähnlich zu gelten,³⁵ andererseits enthalten sie wichtige sachliche Mitteilungen (als historische Quellen zum Zeitgeschehen) und geben Aufschlüsse über Werk wie Leben (persönliche Erfahrungen, Kontakte, Lektüren, poetologische Reflexionen). Ihr Informationsgehalt lässt sich, besonders in ihrer Gesamtheit, also in der Möglichkeit, Aussagen zu einem Thema zusammenzuführen, für die Biografie ebenso nutzen wie für die Werke.

Editorischer Bericht. In: Christine Lavant: *Das Kind*. Hg. u. m. e. editorischen Bericht versehen v. Steinsiek Annette; Ursula A. Schneider. M. e. Nachwort v. Christine Wigotschnig. Salzburg, Wien 2000 (2. Aufl. 2002), S. 72-95.

- 32 Weinrich, Harald: Christine Lavant oder Die Poesie im Leibe. In: *Über Christine Lavant. Leseerfahrungen, Interpretationen, Selbstdeutungen*. Hg. v. Lübke-Grothues, Grete. Salzburg 1984, S. 63-76, hier S. 64.
- 33 Eine weitergehende Analyse der Erzähltechnik findet sich in: Kemper, Dirk: Überblendungstechnik und literarische Moderne. Zu Christine Lavants „Das Kind“. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 27/2008, S. 111-122.
- 34 So z.B. im Brief an Nora Wydenbruck vom 5.12.1951: „Mit 17 Jahren bekam ih [sic] das erste Hamsunbuch zufällig in die Hand [...]. Dann [...] kamen nach und nach die Russen (Dostojewsky) [...]“, zit. nach: Schneider, Steinsiek: *Out of Biography*, S. 139.
- 35 Diese Einschätzung hat nicht nur Auswirkungen auf die editorische Behandlung des Textmaterials, sondern auch unüberrechtliche Relevanz.

An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch in der Editionstradition das Werk immer mehr geschätzt wurde als das Leben in den Briefen. Das kann auch in der Editions-geschichte Lavants konstatiert werden. Wurde zum fünfjährigen Todestag 1978 noch ein Band *Nachgelassene und verstreut veröffentlichte Gedichte – Prosa – Briefe* (Salzburg: Otto Müller) unter dem Titel *Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben* (es handelt sich um ein die Rezeptions-erwartung bestätigendes Briefzitat, das den Kontext verstümmelt) herausgegeben, so wurde in einer geplanten Kärntner Kritischen Werkausgabe die Kanonisierungswürdigkeit der Autorin dadurch unterstrichen, dass man sich ausschließlich auf die Werke – und ausschließlich auf die des Nachlasses – beschränkt hatte. Die Tradition, auf der eine derartige Rezeption aufbaut, haben wir – auch in ihren speziellen Implikationen für Autorinnen – oben bereits skizziert. Dazu kommt, dass Briefe verstreut sind und mühsam und zeitaufwändig recherchiert werden müssen (sodass jede Ausforschung an sich bereits ein Arbeitsergebnis darstellt).

Akzeptiert man die Forderung nach Materialerhebung und Chronologie inklusive Textgenese, so wird man kaum ohne eine Kritische Edition auskommen. Oder: Wer eine Biografie ohne eine Kritische Edition schreibt, muss (eigentlich) so viel Forschung investieren, dass die wichtigsten Vorbereitungen für eine Kritische Edition getroffen sind. Seit Jahren plädieren wir für die Verbindung von Werk – Gesamtbriefwechsel – Biografie. In diesem Sinne haben wir eine Biografie auch als den umfassendsten Kommentar zum Werk begriffen und angelegt. Das alles ist nicht Arbeit am immer gleichen Thema, sondern intensive Beschäftigung mit komplexen Zusammenhängen und vielfältigen Herausforderungen, darunter auch die technischen Voraussetzungen für die Verwaltung und die Darstellung der Daten. Diverse Umstände können die Arbeiten zusätzlich erschweren.

Ausblick und Einsicht

Nicht allen Autorinnen und Autoren wird gleich eine ganze Reihe von Biografien gewidmet, die verschiedene Zugänge eröffnen; häufig bleibt es (lange) bei einer ersten Biografie, die – ganz unabhängig von ihrer Qualität – eine Monopolstellung einnimmt und damit nachhaltig jede weitere Auseinandersetzung beeinflusst. Die Karriere sollte weniger eine Rolle spielen: nicht der Wettkampf, die erste Biografie zu verfassen oder eine Standardbiografie, nicht der Zeitdruck durch die Nachfrage zu Jubiläen, nicht einmal die gutgemeinte Absicht, endlich den Kanon aufzubrechen oder zu erweitern. Uns ist bewusst, dass wir im vorliegenden Beitrag einen idealen Anspruch erheben, der auch ideale Umstände zur Umsetzung braucht. Bei Kritischen Editionen – und das sagen wir, weil sie eine wichtige Voraussetzung für eine gute Biografie sind – können so viele Probleme auftreten, dass erfahrene EditorInnen mittlerweile dazu raten, sie erst nach Ablauf der Urheberrechte (also in Deutschland und Österreich 70 Jahre nach dem Tod der Autorin, des Autors) zu veranstalten, also wenn die Werke „gemeinfrei“ werden. Von Urheber- oder Persönlichkeitsrechten werden zu oft Machtansprüche abgeleitet. Doch nicht nur die (selbst von Fachleuten selten eindeutig zu beantwortenden und also auszujudizierenden) Rechtsfragen zu materiellen und immateriellen Rechten samt dem Persönlichkeitsschutz³⁶, sondern auch die Psychodynamik in der Verwandtschaft der verstorbenen Person können das Vorhaben massiv beeinträchtigen. Wir kennen das alles. Manchmal steht die Biografin vor der Wahl, ihr Buch entweder unter ungünstigen Bedingungen abzuschließen oder in langwierige Rechtschändel einzutreten.³⁷

Dem (berechtigten) aktuellen Versuch, im Zeitalter des Internet die Urheberrechte der Autorinnen und Autoren zu stärken, möchten wir an dieser Stelle den Appell zu einer Kultur des freien mehrzeiligen Zitats (also nicht ganzer Texte) auch unveröffentlichter

36 Die Rechtslage kann sich im Laufe der Arbeiten auch unvorhergesehener Weise ändern (s. Anm. 1), etwa durch Erbangelegenheiten oder den Verkauf eines Verlages oder Verschleibungen innerhalb eines Verlagshauses o.ä.

37 Vgl. Strigl, Daniela: Meine Biographie (Mein Jahr mit Marlen Haushofer und Familie). Ein Erlebnisbericht. In: *Literatur und Kritik* 335/336, Juli 2009, Dossier Biographie, S. 58-65, hier: S. 63.

Materialien von verstorbenen Autorinnen und Autoren im streng wissenschaftlichen Kontext beifügen.

Literatur

- Baackmann, Susanne: Rezension zu Daniela Strigl: Marlen Haushofer. Die Biographie (München 2000). In: Sichtungen 2001/2002, 4./5. Jg., S. 228-233.
- Bakacsy, Judith; Ursula Schneider; Annette Steinsiek; Christine Tavernier; Verena Zankl: „Drum ist es für die Gnade längst zu spät ...“. Christine Bustas Lyrik von 1945 bis 1951 (mit neun unveröffentlichten Gedichten). In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 28/2009, S. 107-131.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene; Ela Hornung: Das Geschlecht des Wiederaufbaus. <http://www.Erinnerungsort.at/dokumente/hornung.pdf>.
- Battersby, Christine: Gender and Genius. Towards a Feminist Aesthetics. London 1994 (1989).
- Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung. München 2000.
- Dor, Milo (Hg.): Die Verbannten. Eine Anthologie. Graz 1962.
- Gauß, Karl Markus: Einleitung zum Dossier „Biographie“. In: Literatur und Kritik 435/436, Juli 2009.
- Höller, Hans: Die Biographie. Vom „Tabu“ und „Fluch“ der modernen Literaturwissenschaft zum Paradigma der Kulturwissenschaft. In: Literatur und Kritik, 435/436, Juli 2009, Dossier „Die Biographie“, S. 53-57.
- Kemper, Dirk: Überblendungstechnik und literarische Moderne. Zu Christine Lavants „Das Kind“. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 27/2008, S. 111-122.
- Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 2. Hg. v. Sembdner, Helmut. München 1993.
- Lavant, Christine: Herz auf dem Sprung. Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) hg. u. m. Erläuterungen versehen v. Steinsiek, Annette. Salzburg, Wien 1997, S. 44-47.
- Lavant, Christine: Die Bettlerschale. Gedichte. Salzburg 1991 [1956].
- Lavant, Christine: Der Pfauenschrei. Gedichte. Salzburg 1991 [1962].
- Minor, Daisy: Marie von Ebner-Eschenbach. In: Dokumente der Frauen 4/1900, Nr. 13, S. 406-409.

- Müller, Lothar: Ich habe Margarete vergessen. In ihrem Roman „Stadt der Engel“ unterwirft Christa Wolf ihre literarische Phantasie der Kontrolle durch Politik und Moral. In: Süddeutsche Zeitung, 19./20.6.2010.
- Neumann, Gerhard: Die Verwirrung des Gefühls. Zu Heinrich von Kleist ist offenbar alles gesagt. Und doch gelingt es vier Biografen, seine Lebenslandschaft neu zu entdecken. In: Die Zeit, 6.12.2007.
- Plachta, Bodo: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. Stuttgart 1997.
- Runge, Anita: Geschlechterdifferenz in der literaturwissenschaftlichen Biographik. Ein Forschungsprogramm. In: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Hg. v. Klein, Christian. Stuttgart u.a. 2002, S. 113-128.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Österreichische Schriftstellerinnen 1800-2000. Eine Literaturgeschichte. Darmstadt 2009.
- Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945, Bd. 1. Von der Aufklärung bis zum Idealismus. Darmstadt 1988.
- Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek: Hybrid-Biographie. Ein neues Konzept der Biographieschreibung. Vortrag im Rahmen des Workshops „Probleme des Kommentierens III“ (Forschungsschwerpunkt „Prozesse der Literaturvermittlung“ der Universität Innsbruck), 10.11.2007.
- Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek: Schuld und Schreiben, Trauer und Tröstung, Pan und „Plan“. Der Nachlaß Christine Bustas und seine Perspektiven für die Forschung. In: Christine Busta. Texte und Materialien. Hg. v. Hansel, Michael. Wien 2008, S. 160-196.
- Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek: Warum und unter welchen Umständen ist eine textkritische Bearbeitung von Briefen sinnvoll? Fragen und Antworten entlang der Arbeiten am Kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants. (2005) In: Was ist Textkritik. Zur Geschichte und Relevanz eines Zentralbegriffs der Editionswissenschaft. Hg. von Gertraud Mitterauer, Ulrich Müller, Margarete Springeth, Verena Vitzthum. Tübingen: Niemeyer 2009 (= Beihefte zu editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft 28, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Bodo Plachta, Winfried Woesler), S. 69-85.
- Schneider, Ursula A.; Annette Steinsiek: Hopp oder Dropp? Die ökonomische Bedingtheit literarischer Überlieferung. In: Literatur und Ökonomie. Hg. v. Klettenhammer, Sieglinde. Innsbruck, Wien, Bozen 2010 (= Angewandte Literaturwissenschaft Bd. 8), S. 200-220.

- Steinsiek, Annette; Schneider, Ursula A.: Editorischer Bericht. In: Christine Lavant: Das Kind. Hg. u. m. e. editorischen Bericht versehen v. Steinsiek, Annette; Ursula A. Schneider. M. e. Nachwort v. Christine Wigotschnig. Salzburg, Wien 2000 (2. Aufl. 2002), S. 72-95.
- Steinsiek, Annette; Schneider, Ursula A.: Out of Biography. Nachwort. In: Christine Lavant: Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus. Hg. u. m. e. Nachwort versehen v. Steinsiek, Annette; Ursula A. Schneider. Salzburg, Wien 2001 (4. Aufl. 2004), S. 122-150.
- Strigl, Daniela: Meine Biographie (Mein Jahr mit Marlen Haushofer und Familie). Ein Erlebnisbericht. In: Literatur und Kritik 335/336, Juli 2009, Dossier Biographie, S. 58-65.
- Weigel, Sigrid: Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen. Reinbek 1989 [1987].
- Weigel, Sigrid: Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses. Wien 1999.
- Weinrich, Harald: Christine Lavant oder Die Poesie im Leibe. In: Über Christine Lavant. Leseerfahrungen, Interpretationen, Selbstdeutungen. Hg. v. Lübke-Grothues, Grete. Salzburg 1984, S. 63-76.
- Wolf, Christa: Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud. Roman. Berlin 2010.

biografiA Neue Ergebnisse der
Frauenbiografie-
forschung

9



Susanne Blumesberger & Ilse Korotin (Hg.)

Frauenbiografieforschung

Theoretische Diskurse und
methodologische Konzepte

prae
sens

Die Herausgeberinnen

Susanne Blumesberger

Lehrbeauftragte der Universität Wien, seit 1999 Mitarbeiterin des Projekts *biografiA* am Institut für Wissenschaft und Kunst. Seit 2007 an der Universitätsbibliothek Wien im Bereich digitale Langzeitarchivierung tätig.

Ilse Korotin

Leiterin der Dokumentationsstelle Frauenforschung am Institut für Wissenschaft und Kunst sowie des multimodularen Forschungs- und Dokumentationsprojekts *biografiA. datenbank und lexikon österreichischer frauen*.

Frauenbiografie-forschung

Historische Frauenbiografie-forschung
Frauenbiografie-forschung
Frauenbiografie-forschung

Frauenbiografie-forschung

Theoretische Diskurse und
Methodologische Konzepte

prae
sens

biografiA Neue Ergebnisse der
Frauenbiografie-
forschung

9

Herausgegeben von Ilse Korotin

biografi



Susanne Blumesberger & Ilse Korotin (Hg.)

Frauenbiografieforschung

Theoretische Diskurse und
methodologische Konzepte

prae
sens

Titelbild: © Charlotte Kohn: *Gestärkt durch Erinnerung* (2005)

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft
und Forschung **BMWF**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-7069-0676-0

© Praesens Verlag
<http://www.praesens.at>
Wien 2012

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt wer-
den konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Inhalt

Vorwort	9
Monika Ankele: Doing Culture / Doing Gender / Doing Identity. Von den Möglichkeiten praxistheoretischer Ansätze für die Frauenbiografieforschung am Beispiel eines mit Texten bestickten Jäckchens aus dem Jahre 1895	13
Michaela Bill-Mrziglod: Geschlecht als Thema katholischer Leichen- predigten des 17. Jahrhunderts – Das Beispiel des „Sermón fúnebre“ zum Tode Luisa de Carvajals (1566-1614)	34
Susanne Blumesberger: Annäherungen an ein Frauenleben. Werkstattbericht am Beispiel des Nachlasses von Lilli Weber-Wehle	51
Nina F. Caprez: Folgen aus der Verfolgung. Über den Abdruck eines Bruches in einer Autobiografie	66
Eberhard Demm: Biografie und Genderforschung. Das Beispiel Else Jaffés-von Richthofen (1874-1973)	79
Rebekka Denz: Texte jüdischer Erinnerungskultur: Das Beispiel der jiddischsprachigen Biografien über die Lubliner Bundistin Bela Shapiro (1891-1943/44?)	101
Maren Eckart: »Merkwürdige« Frauen in David Faßmanns Totengesprächen	120
Katia Frey, Eliana Perotti: Visionen für die Stadt. Theorien und Lebensentwürfe früher Utopistinnen	147

Wolfgang Gippert: Frauenreiseschriften als kultur- und bildungshistorische Quellen	176
Sarah Guddat, Sabine Hastedt: Geschlecht im Fokus: Zur Bedeutung der Autorinnendokumentation. Eine Datenbank- und Projektvorstellung	195
Margret Hansen: Autobiografisches Erzählen über Frauenfreundschaften	208
Karin Herrmann: Frauen. Leben. Schreiben. Marlene Streeruwitz' Roman <i>Nachwelt</i> als kritischer Versuch über die Biografie	231
Tiina Kirss, Rutt Hinrikus: Estnische schreibende Frauen aus der Generation um 1880	255
Ilse Korotin: „Leider besteht sehr wenig Hoffnung, dass ich mit Philosophie etwas anfangen kann.“ Philosophinnen aus Wien im Kontext von Vertreibung, Exil und (Re-)Emigration	276
Hadwig Kraeutler: Alma S. Wittlin – Leben und Wirken	299
Ulrike Krippner, Iris Meder: Jüdische Gartenarchitektinnen in Wien. Zur Rekonstruktion ihrer Biografien	322
Anna Lehninger: Frauenbiografien als Fallgeschichten. Bilder und Biografien von Patientinnen einer Wiener Privatirrenanstalt um 1900	340
Sarolta Lipóczi: Therese Brunswicks Biografie im Spiegel der Kultur- und Erziehungswissenschaft	358

Bärbel Meurer: Marianne Weber (1870-1954) und die „schwere Vereinbarkeit von ‚Werk‘ und ‚Leben‘“	368
Sonja Niehaus: Zählungsversuche. Die Verhandlung von Trauma und Geschlecht in narrativen Interviews mit Überlebenden des Holocaust am Beispiel von Erna P., Berlin	393
Maria Pohn-Weidinger: „Wie es gewesen ist...“. Erlebte Geschichte in mündlichen Erzählungen und Tagebüchern	416
Katharina Prinzenstein: Was wäre Selbstbiografie? Perspektiven für Aktivistinnen	436
Marion Röwekamp: Von der Schwierigkeit, ein Frauenleben zu erzählen. Zum Projekt einer Marie Munk-Biografie	458
Ilona Scheidle: queering biography. Methodische Überlegungen am Beispiel der Biografie von Großherzogin Luise von Baden (1838-1923)	488
Martina Schmidhuber: Die Möglichkeit selbstbestimmter personaler Identitätsbildung am Beispiel der Biografie Simone Weils	513
Mathilde Schmitt, Heide Inhetveen, Ira Spieker: Vom Einzelporträt zur Kollektivbiografie. Frühe Pionierinnen des Ökologischen Landbaus	531
Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek: Werk und Leben: Einheit, Zweierheit, Drittes? Aspekte zur Biografie von Autorinnen aus dem Geist der Editionsphilologie	553
Wulfhard Stahl: Wanda von Sacher-Masoch. Grundlagen für eine Bio-Bibliografie	574

Patricia Tesch-Mertens: Hadwig von Schwaben – War die Herzogin eine Frau? 601

Petra Unger: Frauens Spuren – Frauenstadtgeschichtsforschung und feministische Geschichtsvermittlung in Wien 629

Biografien der BeiträgerInnen 640

Bildnachweise 651